

Der Glückliche Prinz

Autor(en): **Wilde, Oscar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **31 (1927-1928)**

Heft 20

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669376>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am Kornfeld.

Der Segen Gottes lastet schwer wie Gold
Auf dir, wenn deine Aehrenwelle rollt.
Du beugst dich tief in heller Herrlichkeit
Und harrest gläubig deiner Erntezeit.

Und ob dein Leuchten heiß und selig stieg —
Des Schnitters Sichel ist dein höchster Sieg.
Und eine Aehre streift mich — segenschwer —
Ich bebe — Herr, ich bin so leer — so leer — —

Ernst Balzli.

Der glückliche Prinz.

Von Oscar Wilde.

Den ganzen Tag lang flog der Schwälberich, und es war schon Nacht, als er in der Stadt anlangte. „Wo soll ich absteigen?“ fragte er sich; „ich hoffe doch, die Stadt hat Vorbereitungen getroffen.“

Da sah er das Standbild des Prinzen auf der hohen Säule.

„Hier will ich bleiben,“ rief er; „es hat eine schöne Lage und viel frische Luft.“ Damit ließ er sich gerade zwischen den Füßen des Glücklichen Prinzen nieder.

„Nun habe ich ein goldenes Schlafzimmer,“ sagte er wohlgefällig zu sich und schaute umher. Dann schickte er sich zum Schlafengehen an; doch als er gerade sein Köpfchen unter die Flügel steckte, fiel ein großer Wassertropfen auf ihn nieder. „Wie seltsam,“ rief er, „nicht das kleinste Wölkchen ist am Himmel, die Sterne funkeln ganz hell, und dennoch regnet es. Das nord-europäische Klima ist doch abscheulich. Die Schilfrispe lobte den Regen zwar, doch das war nur Selbstsucht.“

Da fiel ein zweiter Tropfen.

„Zu was ist eigentlich eine Statue nutz, wenn sie nicht einmal den Regen abhalten kann?“ fragte er sich. „Da muß ich mich schon nach einem guten Schornstein umschauen.“ Und er wollte davonfliegen.

Doch ehe er seine Flügel ausgebreitet hatte, fiel ein dritter Tropfen, er schaute in die Höhe und sah — ja! was sah er?

Die Augen des Glücklichen Prinzen waren voller Tränen, und Tränen rannen über seine goldenen Wangen. Er sah so schön aus im Mondlicht, daß der kleine Schwälberich Mitleid empfand.

„Wer bist du?“ fragte er.

„Ich bin der Glückliche Prinz.“

„Warum weinst du denn?“ fragte der Schwälberich weiter. „Du hast mich ganz naß gemacht.“

„Als ich noch lebte und ein Menschenherz hatte,“ antwortete das Standbild, „wußte ich nicht, was Tränen sind. Ich lebte im Palast Ohnsorge, dorthinein durfte der Kummer nicht kommen. Tagsüber spielte ich mit meinen Gefährten im Garten, und abends führte ich den Tanz in der großen Halle an. Rings um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, doch niemals fiel mir ein zu fragen, was dahinter läge, denn alles, was mich umgab, war ja so schön. So lebte ich, und so starb ich auch. Und nun ich tot bin, haben sie mich hier hinaufgestellt, so hoch, daß ich alle Häßlichkeit, alles Elend meiner Stadt sehen kann. Und obschon mein Herz aus Blei ist, muß ich weinen.“

„Wie? ist er nicht aus echtem Gold?“ sprach der Schwälberich zu sich selbst. Er war zu höflich, als daß er eine persönliche Meinung laut geäußert hätte.

„Weit von hier,“ fuhr das Standbild mit leiser, wohl lautender Stimme fort, „weit von hier, in einer engen Gasse, steht ein ärmliches Haus. Eines der Fenster ist offen, und ich sehe eine Frau am Tische sitzen. Ihr Gesicht ist hager und abgehärmt, sie hat rauhe, rote Hände, die ganz nadelzerstochen sind, denn sie ist Näherin. Sie sticht Passionsblumen in ein Seidenkleid, das die lieblichste Ehrendame der Königin beim nächsten Hofball tragen soll. In einer Zimmerecke liegt ihr kleiner Junge krank im Bett. Er fiebert und bittet um Orangen. Die Mutter kann ihm nichts geben als Wasser aus dem Fluß, und er weint. Vogel, Vogel, kleiner Vogel, willst du ihr nicht den Rubin von meinem Schwertknauf bringen? Meine Füße sind an den Sockel geschmiedet, ich kann mich nicht bewegen.“

„Ich werde in Ägypten erwartet,“ sagte der Schwälberich. „Meine Freunde fliegen am Nil auf und nieder und sprechen mit den großen Lotosblumen. Bald werden sie sich schlafen legen

im Grab des großen Königs. In seinem bemalten Sarge liegt dort der König. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und mit Spezereien gesalbt. Seinen Hals umrändert eine blaßgrüne Kette von Jade, und seine Hände sind wie welke Blätter."

"Vogel, Vogel, kleiner Vogel," sagte der Prinz, "willst du nicht diese Nacht bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Knabe ist so durstig und die Mutter so traurig."

"Ich mag Knaben nicht," antwortete der Schwälberich. "Als ich im letzten Sommer am Flusse wohnte, warfen zwei rohe Buben, des Müllers Söhne, mit Steinen nach mir. Getroffen haben sie mich natürlich nie; dazu fliegen wir Schwalben viel zu gut, und ich stamme noch dazu aus einer Familie, die ihrer Behendigkeit wegen berühmt ist; aber immerhin war es doch ein Zeichen der Mißachtung."

Allein der Glückliche Prinz schaute so traurig drein, daß er dem kleinen Schwälberich leid tat. "Es ist sehr kalt hier," sagte er, "doch eine Nacht lang will ich bei dir bleiben und dein Bote sein."

"Ich danke dir, kleiner Vogel," sagte der Prinz.

Und der Schwälberich pickte den großen Rubin aus des Prinzen Schwert und trug ihn in seinem Schnabel über die Dächer der Stadt.

Er flog am Domturm vorüber, auf dem weiße Marmorengel standen. Er flog am Pa-

last vorüber und hörte Tanzweisen. Ein schönes Mädchen trat mit dem Geliebten hinaus auf den Balkon. "Wie wundervoll die Sterne sind," sagte er, "und wie wundervoll ist die Allgewalt der Liebe!"

"Hoffentlich wird mein Kleid rechtzeitig für den Staatsball fertig," erwiderte sie; "ich lasse mir Passionsblumen darauf stecken; aber die Näherinnen sind ja so faul."

Er flog über den Fluß und sah die Lotsen an den Masten der Schiffe. Er flog über das Ghetto und sah die alten Juden miteinander schwatzen und in kupfernen Wagschalen Geld auswiegen. Endlich kam er zu dem ärmlichen Hause und schaute hinein und legte den großen Rubin auf den Tisch neben den Fingerhut der Frau. Dann umkreiste er das Bett und fächelte des Kranken Stirn mit seinen Flügeln. "Wie kühl mir ist," sagte der Knabe, "ich glaube, mir wird besser," und er sank in wohlthuenden Schlummer.

Dann flog der Schwälberich zum Glücklichen Prinzen zurück und erzählte ihm, was er getan hatte. "Wie seltsam," meinte er, "ich fühle mich jetzt ganz warm, obwohl es kalt ist."

"Das kommt von deiner guten Tat," sagte der Prinz. Und der kleine Schwälberich dachte darüber nach und schlief ein. Denken machte ihn stets schläfrig.*)

*) Aus Oscar Wilde: Der glückliche Prinz und andere Märchen. Univ.-Bibl. Nr. 6865.

Können Tiere im menschlichen Magen leben?

Von Dr. Ludwig Hopf.

Wenn europäische Reisende bei Naturvölkern Umfrage halten, was sie sich als Ursache dieser und jener Krankheit denken, so erhalten sie häufig zu ihrer größten Überraschung die Antwort, daß gewisse Tiere daran schuldig seien, die in dem Körper des Kranken Platz genommen hätten. Mehr oder minder deutlich werden von einzelnen Volksstämmen, z. B. von den Dakota-Indianern, unter diesen Tieren böse Dämonen verstanden, die in Tiergestalt in die Körper eingedrungen seien, und zwar werden seltsamerweise nicht bloß kleine wirbellose Tiere, sondern auch Wirbeltiere, von Amphibien und Reptilien aufwärts bis zu Vögeln und Säugetieren, genannt. Bei den Klamath- und Siour-Indianern, bei den Zentral-Mexikanern und den Kosa-Kaffern sind es Insekten (Ameisen usw.), auch Eidechsen, bei den Karek- und anderen In-

dianern Kaliforniens der Frosch, bei den Cetar-Indianern die Schlange und bei den Dakotas die Schildkröte. Wenn auf Cetar ein Mensch an Epilepsie, ein Bewohner der Tanambar- und Timorlao-Inseln an einer Geisteskrankheit leidet, so ist es ein Vogel im Kopfe des betreffenden Menschen, der die Krankheit verursacht. Nach dem Glauben der Twana-, Chema-kum- und Klallam-Indianer pickt ein Holzspecht am Herzen eines Kranken herum; in Siam ist es ein schwarzer Vogel (Krähe), der, gezwungen von den Maßnahmen des Medizinmannes, den Körper des armen, nunmehr genesenen Kranken verläßt. Aber wehe dem Medizinmann, wenn er den Kranken allein läßt! Denn augenblicklich wird der Vogeldämon zurückkehren und seine Eingeweide zerhacken. — Neben kleineren Vögeln (Perchen usw.) gibt es auch größere und